

DEUTSCHE BAUZEITUNG

MIT DEN BEILAGEN: STADT UND SIEDLUNG / WETTBEWERBE
KONSTRUKTION UND AUSFÜHRUNG / BAUWIRTSCHAFT UND BAURECHT

HERAUSGEBER: PROFESSOR ERICH BLUNCK

SCHRIFTFLEITER: REG.-BAUMSTR. FRITZ EISELEN

Alle Rechte vorbehalten. — Für nicht verlangte Beiträge keine Gewähr.

61. JAHRGANG

BERLIN, DEN 24. DEZEMBER 1927

Nr. 103/104

Haus Phoeben in Osthavelland.

Architekt Prof. W. Büning, Berlin. (Hierzu 15 Abbildungen.)

Beim altmärkischen Dorfe Phoeben an der Havel war eine große Ziegelei der Inflation zum Opfer gefallen. Ein wüster Schuttplatz voll Ziegelbrocken und Dachpappfetzen blieb zurück. Die Arbeiterkaserne mit kleinem Wohnhaus waren notdürftig als Wirtschaftsgebäude für die zugehörigen 300 Morgen Acker und Wiese hergerichtet. Eine trostlose Wüste inmitten einer reizvollen Wiesenlandschaft, die, durch schöne Baumgruppen unterbrochen, sich bis zu den sanften Hügeln am Horizont hinzieht, übernahm der neue Besitzer. Es gehörte viel Mut, Idealismus und Blick für das Wesentliche dazu, sich hier ein Heim zu schaffen.

Nach den Wünschen des Bauherrn sollte ein wohllicher Landsitz entstehen, der sich unauffällig in die Landschaft einfügte, im Innern alle Bequemlichkeiten eines modernen Wohnhauses vereinigte, um so den Rahmen für ein geselliges Landleben ohne Repräsentation zu bieten.

Eine gewisse Weitläufigkeit der ganzen Anlage war daher geboten; man geizt nicht mit Raum und Zeit, wenn man am ruhigen Landleben in behaglicher Ruhe sich erfreuen will.

Die seeartig erweiterte Havel greift mit dem zweizackigen Hafenbecken der früheren Ziegelei weit in das Grundstück ein. Der Wunsch, das Wohnhaus mit Wasser und Garten zur Einheit zusammenzufassen,

war der Haupt Gesichtspunkt, und die in der Nähe stehenden alten, für die Wirtschaft notwendigen Gebäude mit den neuen zu einer Gruppe zu vereinigen, ein weiterer schwieriger Punkt des Programms.

So entstand nach und nach dieser scheinbar willkürliche und zerrissene Grundriß der Gesamtanlage (Abb. 3, S. 842).

Der Ringwall faßt die ganze Anlage zusammen. Eine Lindenallee führt in den Wohnhof, der Wohn- und Wirtschaftsgebäude klar voneinander trennt, und, trotzdem alle Gebäude eng zusammenstehen, allen Lärm und alle Belästigung des Wirtschaftsgetriebes vom Wohnhause fernhält.

Die alten Häuser bilden den Kern der Wirtschaftsgebäude, sie wurden durch Zwischenbauten verbunden und durch Umbau der Dächer mit der ganzen Anlage zu einer Einheit verschmolzen.

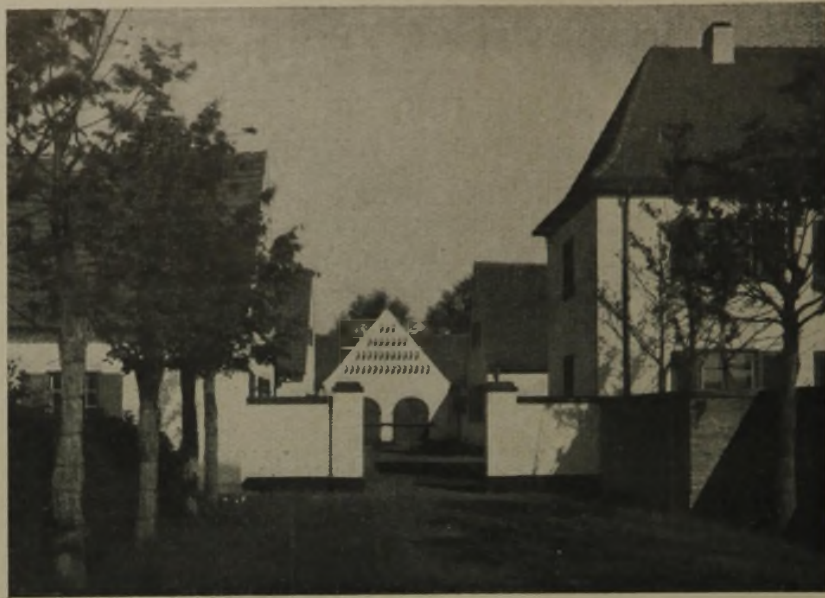
Der Wohnhof wird in Richtung der Einfahrt von der Garage mit dem Taubenhaus abgeschlossen (Abb. 2, S. 842). Dieser Giebelbau ist als Masse an der Küche und den Wirtschaftsgebäuden mehrfach wiederholt, um dem langgestreckten Wohnhof architektonischen Halt zu geben. Der Haustür gegenüber führt ein Torbogen in den Wirtschaftshof (Abb. 7, S. 843).

Nach dem Wasser (Abb. 1, hierunter) und Garten liegt die Gruppe der Wohngebäude, der zweistöckige Kopfbau flankiert die Lindenallee und öffnet die



Abb. 1. Blick von der Havel auf Haus Phoeben.

Abb. 2 (rechts).
Einfahrt
in den
Wohnhof.



Haus Phoebe
in Osthavelland.

Arch. Prof.
W. Büning,
Berlin.

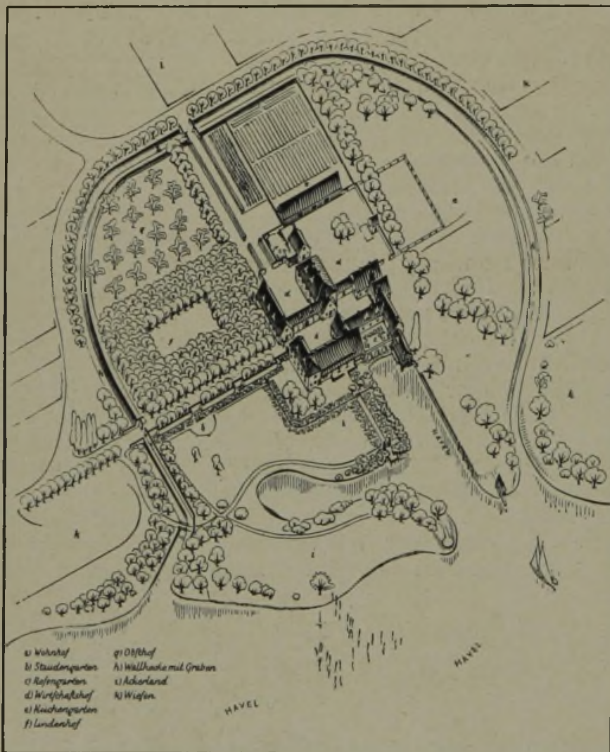


Abb. 3. Gesamtanlage aus der Vogelschau.

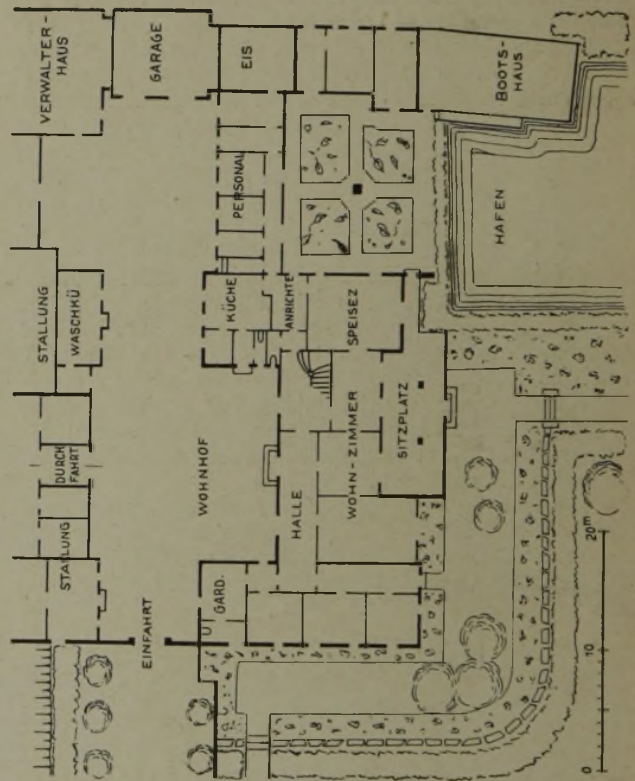


Abb. 4. Wohnhausgrundriß vom Erdgeschoß. (1 : 625.)

Fenster seiner Schlaf- und Wohnzimmer nach Süden (Abb. 9, S. 844). Der anschließende Mittelbau mit dem Haupteingang, der in eine 13 m lange Halle führt, umschließt die Hauptwohnräume (Erdgeschoßgrundriß Abb. 4, hierüber). Eine weite Terrasse, teilweise überdacht, öffnet sich zum Garten und Wasser (Abb. 5 und 6, S. 843). Zwei niedrige Küchenflügel mit dem Bootshaus umschließen einen kleinen intimen Rosengarten (Abb. 10, S. 844).

Alle Bauten sind schmucklos und ohne Zierrat, sie sollen nur durch Abmessungen und handwerklich gute Arbeit selbstverständlich und anspruchslos wirken. Sie sind weder „historisch“ noch „modern“, nur sachlich und gut gebaut. Als einziger Schmuck ist die Haustür durch Schnitzereien des Bildhauers Hitzberger bereichert (Abb. 8, S. 843).

Im Innern ist der Grundcharakter der ländlichen Behaglichkeit im gleichen Sinne gewahrt. Zimmer,

Korridore und Treppenhaus haben wohlhabende Verhältnisse. Ein kräftiger Treppenhof, ebenfalls von Hitzberger geschmückt (Abb. 12, S. 845), einige Kamine mit handwerklich gut geschmiedetem Geschirr und Kaminböcken von Wilhelm Pruss (Abb. 13, S. 855) sowie die farbige Behandlung der Räume durch den Maler Dittbrandt zeigen die verständnisvolle Mitarbeit der Kunsthandwerker der Berliner Kunsthochschule, an der Büning als Lehrer tätig ist.

Im Speisezimmer ist der Versuch gemacht, durch Wandmalereien eine festliche Wirkung zu erzielen, um den Raum über das Niveau der übrigen täglich benutzten herauszuheben. Prof. Adolf Strübe, ebenfalls Lehrer an der Berliner Kunsthochschule, hat unter Mitarbeit von Fräulein Mathes und Frau Vogel den Raum auf blaugrün getönten Wänden in zart abgestimmten Farben ausgemalt. Jünglinge und Mädchen, Blumen und Tiere sind leicht und scheinbar



Abb. 5. Ostseite und Weg zum Wasser.



Abb. 6. Terrasse mit Gang zum Rosengarten u. Bootshaus.



Abb. 7. Blick vom Wirtschafts- zum Wohnhof.

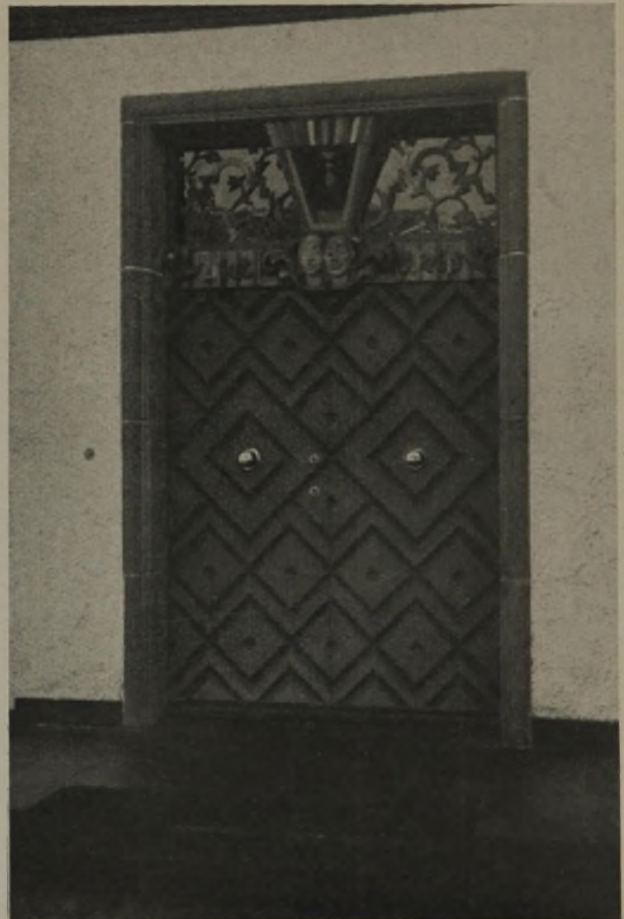


Abb. 8. Haustür mit Bildhauerarbeit von Hitzberger.

Architekt: Professor W. Büning, Berlin.

Haus Phoeben in Osthavelland.



Abb. 9. Südseite des Wohnhauses.



Abb. 10. Hafen mit Blick auf den Rosengarten zwischen Wohnhaus,
Küchenbau und Wohnhaus.

Architekt: Professor W. Büning, Berlin.

Haus Phoebe in Osthavelland.



Abb. 11. Damenzimmer.



Abb. 12. Antrittsposten mit Schnitzerei von Hitzberger.

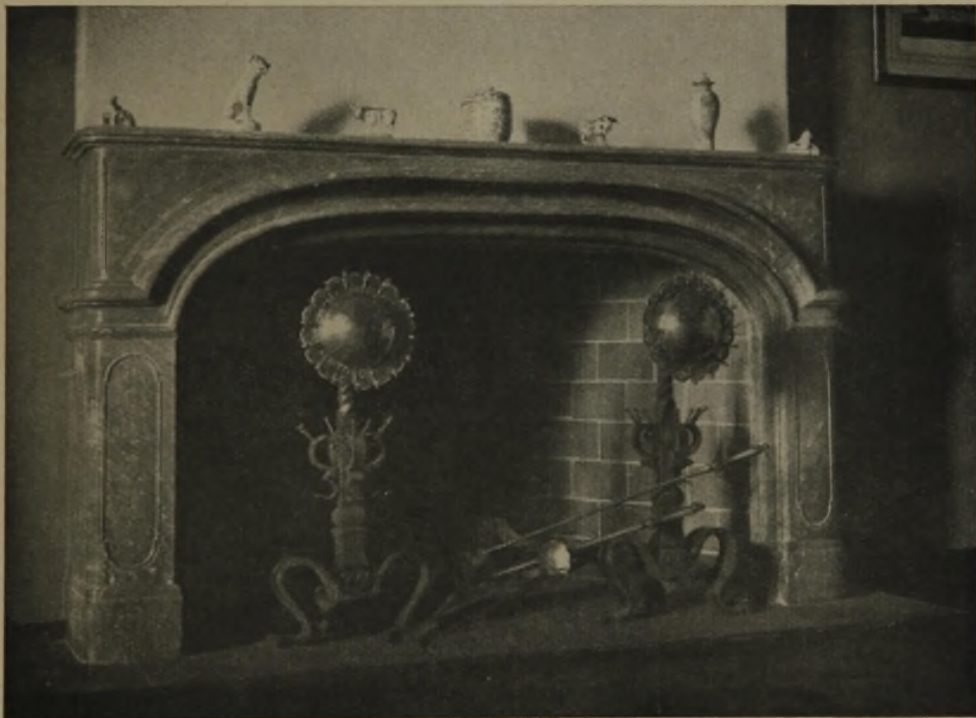


Abb. 13. Kamin im Wohnzimmer. Schmiedearbeiten von Wilh. Pruss.

flüchtig hingeworfen (Abb. 14, S. 846). Durch feine Abwägung der Flächen und sicheres Absetzen der Töne wird die Wirkung des Raumes gesteigert. Es ist ein bemerkenswertes Beispiel des Zusammenwirkens einer auf moderner Naturanschauung beruhenden freien Malweise mit strenger Raumbildung. Durch die feinen dunkelbraunen Kredenz- und Silbertische nach Bünings Entwürfen, die unter den Bildern an den Wänden stehen, wird der Eindruck noch gehoben.

Bei der Anlage des Gartens, die unter Mitwirkung des Gartenarchitekten Wiepking entstand, war die schwierige Aufgabe zu lösen, den Garten einerseits mit dem Hause eng zu verbinden, ihn andererseits aber ohne Begrenzung in die völlig unkultivierte Flußlandschaft übergehen zu lassen.

Die hier gefundene Lösung der schönen Aufgabe ist in jeder Hinsicht vorbildlich. —

— Blunck. —



Abb. 14 (oben).
Speisezimmer mit
Wandmalerei
von Ad. Strübe.



Abb. 15 (links).
Schrankwand
aus dem
Ankleidezimmer.

Haus Phoebe in Osthavelland. Arch. Prof. W. Büning, Berlin.

Eine Feststätte der Leibesübungen.

Von Arch. B. D. A. J. Seiffert, ord. Doz. a. d. Deutschen Hochschule für Leibesübungen, Berlin.

(Hierzu 7 Abbildungen.)

An der Giebelfront einer Kirche der Barockzeit, der Stadtkirche in Bückeburg, fand ich auf einer Studienwanderung vor mehr als 30 J. die Inschrift: **EXEMPLUM RELIGIONIS NON STRUCTURAE.**

Dieses Wort möchte ich auch als Motto setzen über den hier in Wort und Bild skizzierten Bagedanken zu einer Festspielanlage für ein Deutsches Olympia.

Die Geschichte des Festspielgedankens, wie er sich verkörpert in Festen der Kulturfreude, beginnt für unser Werdensbewußtsein ja mit der Tatsache der olympischen Spiele der alten Griechen. Was vorher jemals Wirklichkeit geworden war an Bestrebungen, einer den ganzen Menschen erfassenden Freude an seinem Menschgewordensein, seiner Kulturfreude, Ausdruck zu geben, war Kultus, war als Gottesdienst empfunden. Der Tanz, der Reigen, das feierliche Dahinschreiten der Volksgemeinde in Prozessionen: das alles ward mehr als Vorstufe empfunden, seitdem sich der Gedanke des Wettkampfes in den Festspielen durchsetzte. Nach wie vor gab der Kultus das zusammenhaltende Band in der Fülle der Wettkämpfe, aber deren Grundtrieb, das beste in Einzelleistungen erst einmal durch Anspannung der Kräfte bis zum Äußersten zu ermitteln, machte nicht Halt vor den inneren Kräften des Menschen. Leibeskönnen und Menschenkunst; beide ergriff der Wettkampfgedanke gleichmäßig und führte sie unter dem Gedanken der Ehrfurcht vor den gewaltigen Kräften und Mächten des Werdens zur höchsten Harmonie, zum höchsten Ausdruck der Kulturfreude.

Der Römer Wesen war nicht fähig, diesen unwägbareren Kultursegen zu erfassen, es hielt sich mehr am materiell erkennbaren Ergebnis, und in seinem Machtbereich zerfiel infolge dieser Unfähigkeit die im Griechentum sichtbar gemachte höchste Harmonie wieder in Leistungsfächer. Der Berufssport, der Gladiator, erschien den Menschenmassen des Imperiums interessanter als der in aller Leistung vor dem Gedankenbilde der Harmonie Ehrfürchtige.

Dieser Widerstreit im Menschenwesen wiederholt sich auch in unserer Zeit, nur mit dem Unterschied, daß das, was im Römerimperium Vergangenheit war, was den Menschen der römischen Weltwirtschaft Erinnerung an eine entschwundene Harmonie war, die Menschen des jetzt werdenden Wirtschaftsimperiums kapitalistisch-sozialistischer Prägung wenigstens dort als eine Vorstellung des Werdens neuer Kulturfreude bewegt, wo nationales Leben niedergebrochen ist und zur Aufrichtung seines besten Könnens strebt.

Diese Erkenntnisse waren es, die mich in der auf Wunsch des Herrn Dr. Diem vom DRA. für Leibesübungen verfaßten Festschrift zur ersten Deutschen Tagung für Körpererziehung 1924, Spielplätze und Festspielplätze*), zu folgenden Ausführungen veranlaßten:

„Man hat bekanntlich in den Kreisen der Feinde und Bönigler der Sportbewegung die alte verrufene Losung: Brot und

Spiele! wieder hergeholt aus dem Schlagwörterschatz der Jahrtausende, um die Freude an Sportfesten überhaupt zu verdächtigen. Diese Kritiker vergessen es gar zu leicht und zu gern, daß zwischen einem ‚Fest‘ und einer ‚Schaustellung‘ ein großer Unterschied ist. Die Losung: Brot und Spiele! wird gekennzeichnet durch den Heißhunger und die Gier nach Schaustellungen, niemals aber hat sie ein wirkliches Fest, hat sie wirkliche Festesfreude treffen können.

Unterliegen nun die Vorführungen und Austragungen moderner Sportkämpfe ganz und gar nicht der Gefahr, überwiegend schaustellerisch wirken zu können? — Kann man sie gar nicht so gestalten, daß sie hauptsächlich Zerstreuung bieten und in Verbindung mit dem Reiz und Kitzel des Rekordwesens völlig dem verfallen, was das Wort: Brot und Spiele! kennzeichnen will? — Sagen wir es ruhig: man kann es, wenn auch die Jugend unserer Sportbewegung die befürchteten Wirkungen noch nicht gezeigt hat.

Andererseits, was zunächst den Baukünstler angeht: kann man nicht in der Anlage des Festraumes schon einem gänzlich amüsichen, einem von allen guten Festgeistern gemiedenen Verlauf der Vorführungen in hohem Maße entgegenwirken?

Solche Erwägungen führen zu der Erkenntnis: der Festraum muß einen Festkernplatz haben, eine festliche Mitte als Sammelplatz des Interesses aller Festteilnehmer!

An das Motiv des Festkernplatzes im großen Freilichttraume des antiken Theaters muß angeknüpft, dieses Motiv muß, wenn auch in anderer, den anderen Bedürfnissen entsprechender Form, herübergenommen werden in den Raum des Festspielstadions. Und zur Weihe ihrer Feste muß der reinen Natürlichkeit der Leibesübungen die Kunst zu Hilfe kommen, die dem Leibe unmittelbarer entspringt als jede andere: die des Gesanges, der Musik.

Was anders macht denn das Wesen eines Festes aus, als der Zusammenklang, ja, in Augenblicken höchster Erhebung, der Zusammenzwang aller Teilnehmer? Was anders als die ‚Belastung‘ aller Teilnehmer mit Erinnerungen an solchen Zusammenzwang weit über die Festesstunden hinaus in das Alltagsleben hinein?

Öffentliche athletische Kämpfe sind Schaustellungen und unterliegen der Gefahr, dem Schaustellungswesen ganz und gar zu verfallen, um so mehr, je mehr sie in allerhand amüsichen Reizungen, besonders im Rekordwesen, ausschließlich das ihnen Wesensverwandte suchen und finden. Der Verlauf einer Veranstaltung, in der, aus der Absicht heraus, möglichst wenig Zeitverlust zu haben, ein Wettkampf sich eifertig an den anderen schließt, befördert diesen Verfall an das nackte Schaustellungswesen außerordentlich.

Demgegenüber gilt es zunächst, die Aufeinanderfolge der Wettkämpfe zu akzentuieren, einen Rhythmus von Vorspiel (Einmärsche), Festakt, Wettkämpfen und Ausklang hineinzu bringen in den Verlauf des Festes. Und dazu hilft nichts besser als die Kunst des Rhythmus und der Melodie: die Musik.

Rhythmus und Melodie sind Betonungskünste. ‚Betonung‘ im höchsten Sinne ist Sinngabe für das Gesamtleben. Solche Sinngabe tragen auch die Leibesübungen in sich; im Feste ist sie zu steigern zur Fernwirkung in den Alltag hinein und alles, was von ihrem höchsten Sinn ablenkt, ist diesen Festen fernzuhalten.

Also Takt und Rhythmus im Verlauf, in der Zeiteinteilung und Zeitausnutzung des Festes sei das Erste. Der Raum des Festes ermögliche sie, weise auf sie hin, fordere sie, rufe sie hervor durch sein Da-Sein.

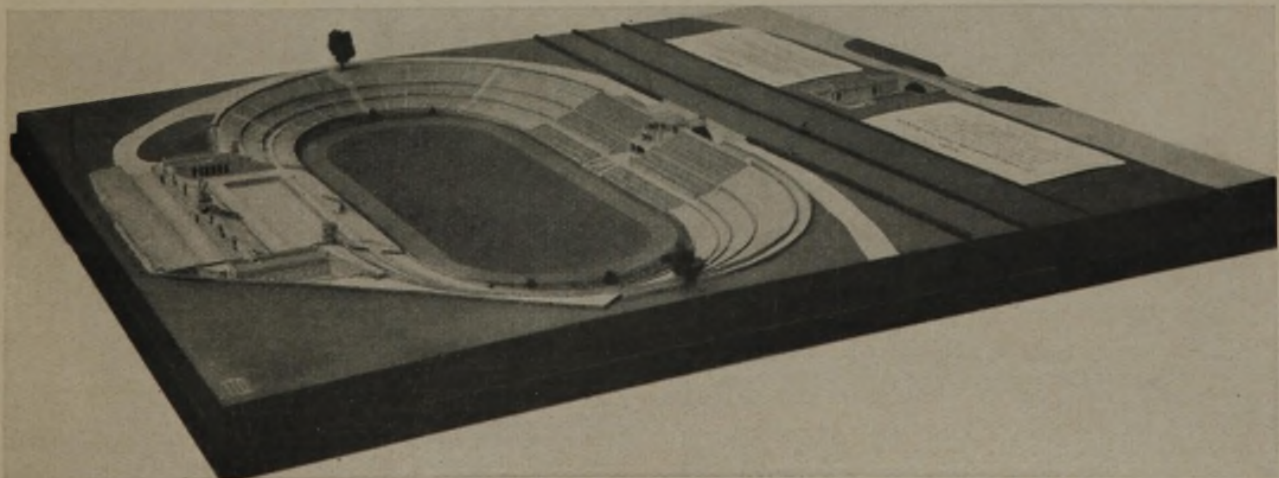


Abb. 1. Modell für eine Umgestaltung des Berliner Stadions durch Hinzunahme der Radrennbahn. Tieferlegung der Arena, Verbreiterung des Amphitheaters nach unten.

Gewiß, der Raum allein kann aus Schaustellungen keine Feste machen. Aber er kann auch den Schaustellungen ein mehr oder minder festliches Gepräge geben, von sich aus. Er soll zu seinem Teil Festestimmungen nicht nur nicht erschweren, sondern durch seinen einfach-klaaren Organismus sie bei allen Festteilnehmern verbreiten.

und ganz anders Geist ist als im Frondienst des Argumentierens. Man hat der Herkunft der Kultur aus allen möglichen Quellen nachgespürt — ihre Geburt aus dem Geiste des Spiels hat man in den Sinnenreizungen des Schaustellungswesens ganz vergessen. Und doch wird aus dem Geiste des Spiels viel ursprünglicher Kultur als aus Furcht und aus Lob und Tadel spiel-



Abb. 2. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Berlin mit altem Stadion und Festspielstätte (rd. 1 : 16'000.)

Dabei ist hervorzuheben, daß die sportlich-turnerische Zweckmäßigkeit der Anlage nicht vernachlässigt werden darf. Es darf nicht vergessen werden, daß es sich um Feststätten für Leibesübungen handelt.

Was der argumentierende Geist, man möchte sagen der Auch-Geist, in unserer Zeit entzweit, das können die Bewegungs- und Ausdrucks- und Wettkampffreuden des Leibes wieder zusammenführen. Wo das geschieht, da erkennen wir die halb (wenn nicht gar ganz) vergessene Wahrheit wieder, daß im Festspiel schöpferische Freude spielen will, in der viel mehr

feindlicher fanatisierter Geister. „Werdet wie die Kinder!“ Man hat im Kopfschütteln über diese Heilandsmahnung wohl oft gar nicht bemerkt, daß sie nicht lautet: werdet wieder Kinder! Nein, so Unmögliches verlangt sie gewiß nicht. Wohl aber: Lernt spielen in Eurem Wissensstand, wie das Kind in dem seinen, dann merkt Ihr, spürt und fühlt, was Ursprünglichkeit ist. Was da die Probe des gestaltenden Spiels nicht erträgt, dem dürft Ihr getrost mit Mißtrauen begegnen.

Zum Beispiel der Lehre: alle Menschen sind gleich! — Das kann man, so wie es in ursprünglicher Erkenntnis aufrichtig

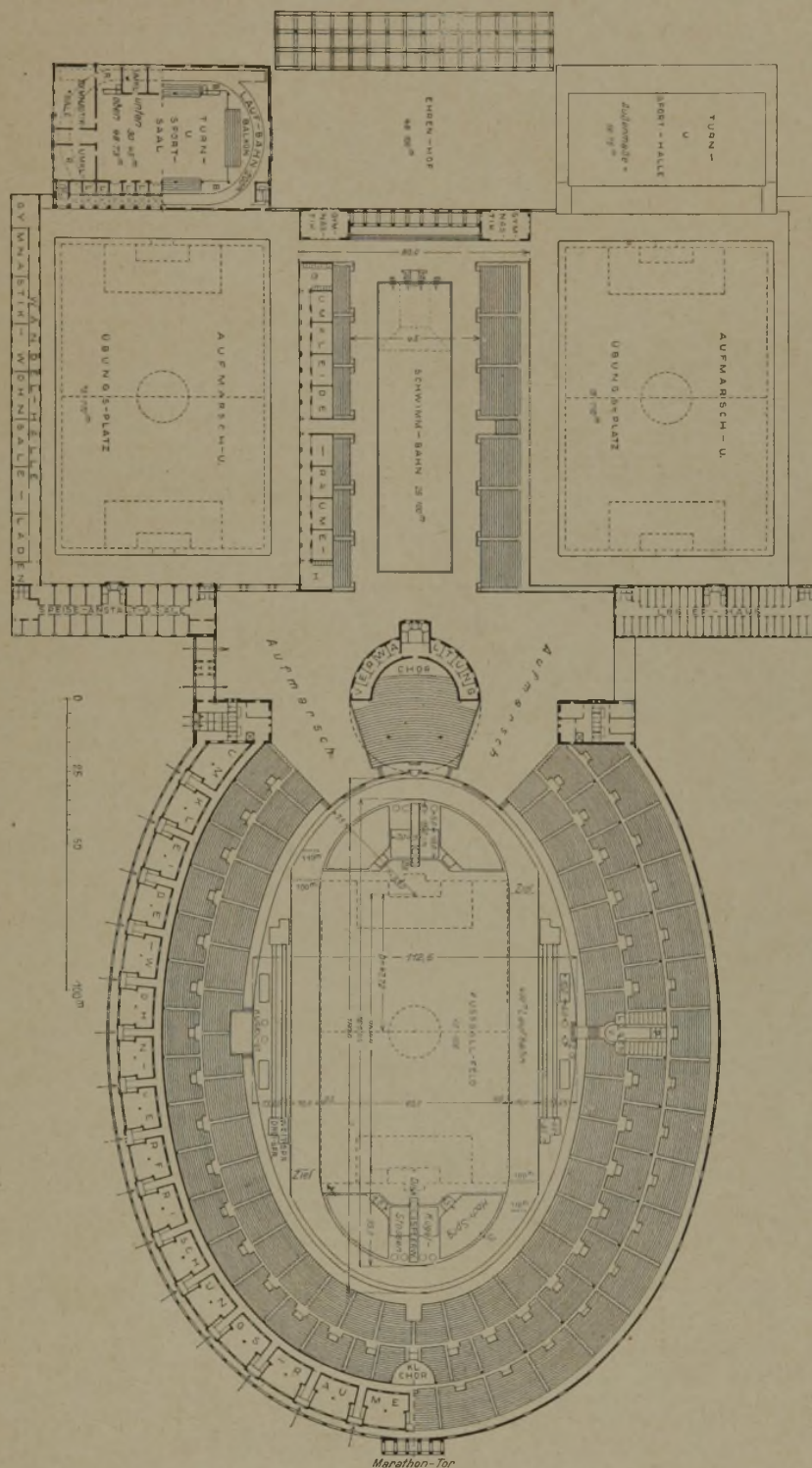
gemeint ist, wohl gelten lassen, aber im Spiel merkt man bald und ohne jede Gehässigkeit, daß die Gleichheit vor der Verwendung aufhört. Gleich zu verwenden, gleich in ihrem Können sind die Menschen keinesfalls. Tritt man in die Werkpraxis ein, ohne daß diese Einsicht festes Wissen geworden ist, nur erfüllt von einem unmotivierten Gleichheitsbewußtsein, so kommen die Enttäuschungen, über die man so leicht die Freude verliert, die so leicht unsoziale Empfindungen hinterlassen.

Nein, das Spiel, das Fest, ist keine kindische Sache im sozialen Leben. Man flüchtet sich da wohl, wie Faust, in Spiel-

In Völkern, in deren sozialem Leben diese Notwendigkeit nicht mehr empfunden wird, die in Erwerbsgier festesseu geworden sind, weil Festtage die Erwerbszeit schmälern, stirbt das Ursprüngliche. Das Sekundäre, die Interessen, die Beziehungen, überwuchern da des sozialen Lebens Beseelung, und seine Zersetzung findet immer weniger Widerstand. Wer will es leugnen, daß wir sehr weit auf diesem Wege fortgeschritten sind im Fortschrittswahn der immer vollkommeneren „Rationalisierung“ der wirtschaftlichen Interessen?

Also: Feste tun uns not, ob wir auch glauben, keine

Abb. 3. Plan der Festspielstätte für Leibeshaltungen. (Maßstab 1 : 2500.)



unlust hinter die Meinung: ich bin zu alt, um nur zu spielen! — Aber wer, in aller Welt, erwartet denn je, daß man nur spielen solle? Wohl aber sei das Spiel, das Fest, eine notwendige, notwendige Unterbrechung der Werktätigkeit, damit nicht vergessen werde, was notwendig ist, vor allem anderen Fühlung zu halten mit dem Ursprünglichen.

Es gibt ja Menschen, die das in sich selbst viel leichter vermögen als andere, die ein Spiel der Lebenskräfte gestalten können in sich selbst: die ursprünglichen Künstler. So selten diese sind oder sich durchsetzen können, so sehr ist es nötig in einer Kulturgemeinschaft, daß jedem Menschen ein Hauch des Künstlergeistes und Künstlersinnes nahegebracht wird, aller Alltagsgewöhnung zum Trotz.

Ursache zu haben, Feste zu feiern. Wir haben sie, die Not des Lebens lehrt uns, die Ur-Sachen alles sozialen Lebens wieder zu sehen. Und wo Feste notwendig sind, sind es auch Festspielstätten und Vorschläge für ihre Gestaltung.“

Am Ende dieses Aufsatzes wird noch darauf hingewiesen, daß in den hier in Betracht kommenden Festspielen das gesprochene Wort der großen Abmessungen des Festspielraumes wegen an Bedeutung einbüßt, daß aber gewaltige Hymnen ihnen Weihe geben und ihren Sinn deuten werden. Zum Schlusse wird dann noch gesagt: „Daß die Akustik der großen Stadionräume für feierlichen Gesang eine ausgezeichnete ist, hat uns besonders das Ein-

weihungsfest des Stockholmer Stadions erwiesen, wo bei der Eröffnung der olympischen Spiele von 1912 von den Zuschauern mitgesungene Choräle eine hinreißende Wirkung auf alle Festteilnehmer hatten. Auch im Deutschen Stadion ist ähnliches schon erprobt, und so möge dann zum Schluß der Wunsch ausgesprochen werden, daß bald weitere Versuche dazu führen, den Stil des Festes zu finden, das uns in unserer Volksnot noch mehr nützt, als irgendeinem anderen Volke.“

Herr Dr. Diem begrüßte in einem Nachwort zu dieser Festschrift den hier ausgesprochenen Festspielgedanken sehr als eine Beihilfe, um, wie er schreibt,

„den Pöbel, wo er sich als Geldverdiener oder Zuschauer des Sports bemächtigt hat, zurückzuschlagen und auch die edlen Gebildeten noch zu gewinnen, die ihm heute vielfach fernstehen.“

Aber wie steht es um das Zurückschlagen und vor allem: wie steht es heute um die Willensaktivität der von Herrn Dr. Diem ins Auge gefaßten „edlen Gebildeten“ in allen Dingen des sozialen Lebens? Man darf wohl, ohne Widerspruch zu finden, sagen, daß der Festspielgedanke, der in Verbindung mit den Wettkämpfen der Leibesübungen seine Verwirklichung sucht, dieser noch immer nicht weniger ferne steht wie nur jemals zuvor. Und ganz gewiß nicht nur des Mangels an Mitteln wegen.

Eine neue Veranlassung, ihn wieder aufzunehmen, bot sich mir nach meiner Trennung vom DRA. für Leibesübungen durch den Auftrag des derzeitigen Herausgebers des Handbuchs der Architektur, Prof. Stubbe in Braunschweig*), den zur Zeit in Druck befindlichen Band: „Anlagen für Sport und Spiel“ dieses Sammelwerkes zu bearbeiten. Für dieses Buch sind die hier mitgeteilten Skizzen geschaffen, und mit ihnen möchte ich auch vor allem der Klärung des Festspielgedankens dienen. Dessen baukundliche Unterlagen und seine Anklänge in so manchem inzwischen entstandenen „Stadion“ werden im „Handbuche“ eingehender besprochen. Vielleicht bedarf es überhaupt einer allgemeinen Neuerofassung der Stellung des Willens im Werden, um den ungeheuren Bildungstrott, in dem wir uns noch immer so vielfältig gefangen und befangen finden, zum Festspielgedanken hin in Bewegung zu setzen, ehe man der Verwirklichung nähertreten wird.

Man wird zur Abweisung dieses Gedankens auch gewiß auf den großen Bauaufwand hinweisen, der zur Ausführung solcher Anlagen nötig werde, und dazu sagen: „Ja, wenn Parker Gilbert und Dr. Schacht nicht wären!“ Zu dieser Seite der Festspielfrage kann man nur sagen: Alles, was nicht „notwendig“ ist, ist nach unserem Niederbruch gewiß noch viel mehr Verschwendung als jemals sonst; in diesen Dingen entscheidet aber letzten Endes heute mehr als sonst das Volk in seinem Verlangen nach seinem Schicksal, d. h. nach allem, von dem es glaubt, daß es ihm nützt und das ihm dann zum Schicksal wird. Erinnern wir uns dazu daran, daß für den Umbau der Berliner Oper Summen ausgegeben werden, deren Höhe die Baukosten der hier vorgeschlagenen Festspielanlage noch nicht einmal zu erreichen brauchen, so darf man sich jedenfalls nicht durch den Hinblick auf die Baukosten schon von dem Aussprechen dieses Baugebildens abhalten lassen! Auch Parker Gilbert und Dr. Schacht werden die Weisheit kennen, die Lenaus Mephisto allen Regierenden widmet:

„Verkümmert stets, doch nie zu scharf,
Dem Volk den sinnlichen Bedarf!“

Und daß die Sinne vor allem der Museen bedürfen, das wird sich, trotz allem Gewohnheitstrott, dem wir verfallen sind, wohl doch den Hauptbestandteilen unseres Volkes nicht lange mehr verheimlichen lassen. Zur Kostenfrage muß jedenfalls erwähnt werden, daß die Frage solcher Festspielanlagen, wie sie hier erstrebt werden, nicht, wie es in der Ära unseres Stadionbaus, die ursprünglich eine solche des Sportplatzbaus sein sollte, wohl gelegentlich geschah, als eine Frage der produktiven Erwerbslosenfürsorge, sozusagen nebenbei mit abgetan werden kann. Hier muß schließlich unser ganzes Volk sagen, was es will, wohin es sein Werden richten möchte, wie es sein Schicksal wählen will. Solche Fragen werden in ihrem Wesen nicht von Finanzkontrolleuren beantwortet. —

Wenn man sich, um dem Gedankengang eines Buches zu genügen, die Aufgabe stellt, eine Festspielanlage darzustellen, für die die Unterlage eines schon üblichen, gewohnten Festvorganges noch fehlt, so muß man sich Raumbedürfnisse vorstellen und Festvorgänge, die dem erstrebten Feste am meisten nahekommen. Wenngleich nun auch das erstrebte Fest einen durchaus deutsch-volklichen nationalen Charakter gewinnen muß, so wird dieser Charakter, wie die Dinge nun einmal liegen, aller Wahrscheinlichkeit nach sich bei uns doch erst aus einem zunächst ins Internationale strebenden Willen entfalten.

*) Verlag J. M. Gebhardt, Leipzig. —

Anders ausgedrückt: Deutschland wird wohl erst als Gastgeber das Bedürfnis kennenlernen, ein für sein Wollen charakteristisches, also ein in seinem Gepräge deutsches Fest zu gestalten. Diese Gelegenheit wird aber vielleicht eher kommen, als man denkt, nämlich bei den ersten internationalen olympischen Spielen, zu denen Deutschland nach Räumung des letzten noch fremde Besatzung ertragenden Stückes Deutschen Reichsbodens einladen wird. Überlegt man doch in den zuständigen Kreisen nicht erst heute, wie man das Deutsche Stadion für diesen Zweck am besten herrichtet.

Diese Herrichtung hat aber seine großen Schwierigkeiten. Die notwendige Erhöhung der Zuschauerzahl, also zugleich die Beseitigung des jetzt bestehenden Mißverhältnisses zwischen einem, der $\frac{3}{4}$ km langen Radrennbahn zuliebe viel zu groß, vor allem viel zu lang geratenen Kampfplatz zu einem viel zu kleinen, nur wie eine Umsäumung des Kampfplatzes wirkenden Zuschauerraum (vgl. den Lageplan Abb. 2, S. 848), könnte man zwar leicht erreichen durch Herausnahme der Radrennbahn, Tieferlegung der Arena und Verbreiterung des Amphitheaters nach unten hin, etwa wie es meine für die Ausstellung Volkskraft 1925 modellierte Studie, Abb. 1, S. 847, darstellt, aber damit wird man noch lange nicht den Bedürfnissen internationaler Spiele gerecht werden. Selbst wenn alle in Frage kommenden Räumlichkeiten der inzwischen fertig gewordenen Gebäude der Hochschule für Leibesübungen mit herangezogen würden, so würden doch noch so vielerlei Raumbedürfnisse sich melden, die den Wunsch rege machen würden, in unmittelbarer Nähe der Feststätte das Rennbahngelände um das Stadion herum irgendwie in Anspruch zu nehmen.

Da nun der Gedanke meines Buches die Darstellung einer Festspielanlage großen Stiles forderte, habe ich mir jetzt die Aufgabe gestellt, ein deutsches Olympia-Stadion wenigstens in Skizzen vor Augen zu führen, zu dem die Baustelle außerhalb des Rennbahngeländes liegt. Hierfür bietet sich ein außerordentlich günstig gelegenes, fast ganz wagerechtes Gelände an in der Nähe des Stadions und der Hochschule für Leibesübungen, und zwar an der Stelle der Heerstraße, wo diese die Biegung nach rechts, hinter zum Stößensee macht. (Vgl. Lageplan.) Würde diesem Gedanken näher getreten, so würde man die neue Festspielanlage ohne jede Beschränkungen der Baustelle errichten können und das vorhandene Stadion würde, in unveränderter Gestalt durch eine Tunnelquerung des Rennbahngeländes mit der Hochschule (Sportforum) verbunden, als „Hochschulstadion“ weiter den idealen Zielen praktisch und vollendet schön dienen können, für die es nach den Plänen Otto Marchs erbaut worden ist. Auch bei den großen internationalen Spielen könnte es noch zur Entlastung der neuen Festspielanlage herangezogen werden, z. B. beim Austragen der Vorentscheidungen im Laufen, Springen, Schwimmen und Werfen; auch das Bestehenbleiben der Radrennbahn würde sich dann als von großem Nutzen erweisen. —

So viel zur Vorgeschichte und zum Verständnis des Raumbedürfnisses, das zur Anfertigung der vorliegenden Modellstudie führte. „Exemplum religionis, non structurae“ setzte ich als Motto über diese Studie. Wie die Dinge nun einmal liegen bei uns, wird, um so weniger in absehbarer Zeit einer praktischen Verwirklichung des Festspielgedankens nahegetreten werden kann, dieser Gedanke um so mehr des Beispiels der Gesinnung, des Glaubens bedürfen, um sich entfalten zu können. Wie bald dann ein Wandel der Anschauung kommt, so daß ein Fest der Kulturfürsorge im Rahmen unserer sozialen und nationalen Verbundenheit, unserer Sprach- und Volksgemeinschaft, nicht mehr als etwas Fremdartiges abgelehnt, sondern aus unsers Volkes Wesenheit heraus gefordert wird, muß die Zukunft lehren. —

Zur Erläuterung der Skizzen (Abb. 3—7, S. 851) braucht nach dem Gesagten nicht viel hinzugefügt zu werden. Gesagt werden muß noch, unter Hinweis auf den Grundriß Abb. 3, S. 849, daß das Amphitheater in 50 m Tiefe die in der Längsachse 180 m, in der Querachse 112,50 m messende Kampfbahn umgibt und 50 000 Sitzplätze bietet. Diese Zuschauerzahl zu vermehren, ist nur eine Kostenfrage. Die Chortribüne für musikalische und gesangliche Eröffnungs- und evtl. Schlußakte bietet Raum für ein Orchester von 300 Musikern und für etwa 1000 Sänger. Die beiden Übungs- und Aufmarschplätze sind als „Platz der Deutschen“ und als „Platz der Nationen“ gedacht und haben jeder eine große Halle, die geräumig genug ist, um bestimmte Vorentscheidungen in ihr auch unabhängig von Witterungsschwankungen austragen zu können. Diesen Hallen gegenüber liegt an jedem der Plätze ein großes Logierhaus. Zwischen den Hallen ist der große, mit

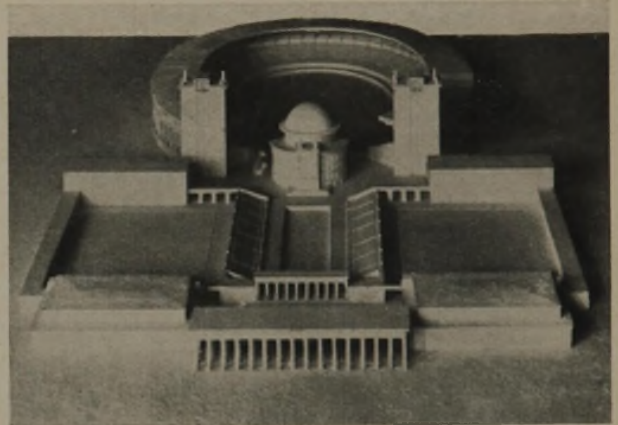
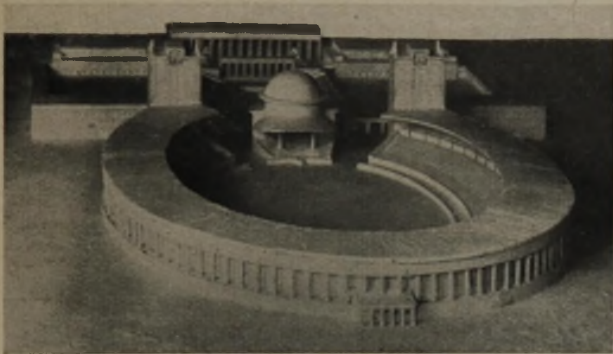
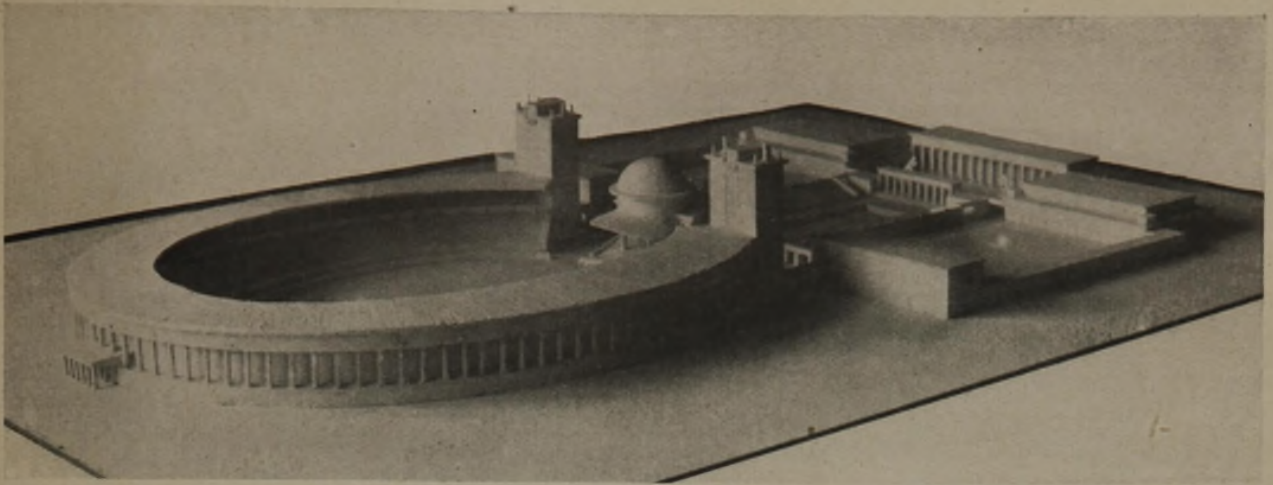
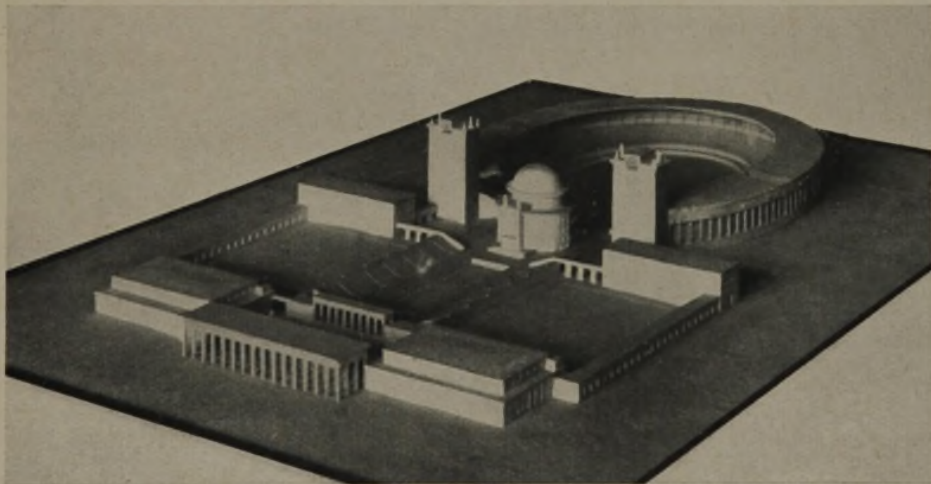


Abb. 4—7. Modellstudie der Festspielstätte von verschiedenen Standpunkten nach Vorschlägen des Verfassers.



edelster Plastik zu schmückende Ehrenhof angeordnet mit dem großen Pfeilerportal am Eintritt von der Großstadt her und dem kleinen Pfeilerportal als Eintritt in das Schwimmerstadion. Die Tribünen an der Schwimmbahn können bis auf etwa 10 000 Plätze ausgedehnt werden. So wie sie skizziert sind, fassen sie zusammen etwa 6000 bis 7000 Personen. Vom Schwimmerstadion aus stellt sich die Chortribüne als mehrgeschossiges Verwaltungsgebäude dar über dem sich ein kuppelgekrönter Festsaal erhebt für die Sitzungen der nationalen und internationalen Verbände und Komitees. Die beiden großen Türme und der Chorbau sollen auch die Fernwirkung der Anlage gewährleisten. Daß für die Räume in den Türmen sich bald eine Verwendung (Geschäftsräume, Ausstellungssäle, Schlafräume usw.) finden würde, braucht im Zeitalter großstädtischer Hochhäuser wohl kaum noch gesagt zu werden. Soweit die Räume unter den ansteigenden Sitzen der Arena der Belichtung wegen ausgebaut werden können, muß es geschehen als Umkleide-, Wasch- und Baderäume, Wohnsäle, Erfrischungsräume u. a. m. Auch für unentbehrliche Verkaufsläden und Ausstellungen findet sich in den

schmalen Bautrakten an den Aufmarschplätzen Raum genug. Die Wagenanfahrt läßt sich auf der zugr. gelegten Baustelle so regeln, daß die Heerstraße die Auffahrt und von dem 1000 bis 1200 Automobile fassenden Wagenplatz her die Stallupönen-, Kranz- und Lyckallee bis zum Bahnhof Heerstraße den Rückweg bieten. Vgl. Lageplan.

Zur Frage der Akustik sei noch bemerkt, daß die akustisch erprobte Anlage des Stockholmer Stadions in dieser Modellstudie vorbildlich war für die schalldeckelartige, die Schallwellen im Raum zusammenfassende Randüberdeckung bei freibleibender Mitte. Auch die Chortribüne hat einen großen Schalldeckel erhalten. Für Fälle stärkerer, auf den Chor gerichteter Luftströmungen ist gegenüber der Chortribüne im Scheitel der Ellipse ein Gegenchor vorzusehen. Der im Grundriß eingetragene „Kleine Chor“ hat in diesem Falle das Orchester aufzunehmen, während für die Sänger auf den anschließenden Plätzen des Amphitheaters Raum geschaffen werden muß. Wenn kein Sängerchor mitwirkt, genügt der „Kleine Chor“ für das Orchester, und die Chortribüne kann dann Zuschauern eingeräumt werden. —

Exemplum religionis non stucturae! — Das muß in diesem Falle auch so gelesen werden: Ohne Geltendmachung der Werbekraft des Gedankens durch seine Veranschaulichung wird es gewiß niemals Bauten geben, die einem von den Leibesübungen ausgehenden nationalen Feste der Kulturfreude eine Heimstatt sein können. Was hier veranschaulicht wurde sei ein Beginnen, dem bald ein Begehren folgen möge. — Wir können nicht? — Ja, was sind wir denn, wenn wir hier nicht können, ja nicht

einmal wollen mögen, um, alle Unfreiheit überwindend, zum Können zu gelangen? — Waren nicht die olympischen Kämpfe Wettkämpfe Freier mit Freien? Und sollte dieser Gedanke nicht auch seines Widerspruchs mit allen hemmenden, unfrei erhaltenden Finanzkontrollen Herr werden können?

Wenn nicht, dann muß er nur um so schneller zur Offenbarung der ganzen Summe des Unsinnis führen, in dem sich alle Kulturfreude heute verfangen sieht. —

Aus flandrischen Beguinenhöfen.

Von Oberbaurat Hartwig, Berlin. (Hierzu 8 Abbildungen.)

Wer auf einer Reise durch Holland die Wohnhöfe, die sogenannten „Hofjes“, kennengelernt hat, dann nach Belgien kommt und nach ähnlichen Anlagen in den flandrischen Städten sucht, wird zunächst über das Fehlen von Wohnhöfen enttäuscht sein, die sich mit den holländischen an Planmäßigkeit und Geschlossenheit messen können. Und trotzdem wird man in den belgischen Wohnhöfen, zu denen vor allem die „Beguinenhöfe“ gehören, manches Interessante und manche für unsere Zeit beherzigenswerte Anregung finden. Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, eine Übersicht und Beschreibung sämt-

Die Beguinenhöfe bestehen meist aus einem von gleichartigen Wohnhäusern umgebenen Hof, der durch ein von einem Plötze bewachtes Tor oder Torgebäude zugänglich ist. Bei größeren Anlagen wird der Rest des Grundstücks durch Wohnstraßen aufgeteilt, eine Anordnung, die sich bei holländischen Wohnhöfen überhaupt nicht findet. Jeder Beguinenhof hat seine eigene Kapelle als Mittelpunkt der freien Hoffläche und seinen eigenen Begräbnisplatz. Bei den kleineren Anlagen wird in der Regel in gemeinschaftlicher Küche und Bäckerei gekocht und gebacken und meist an gemeinschaftlicher Tafel ge-

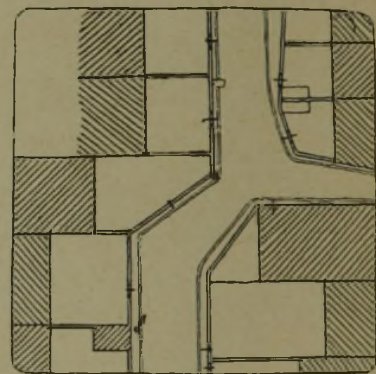
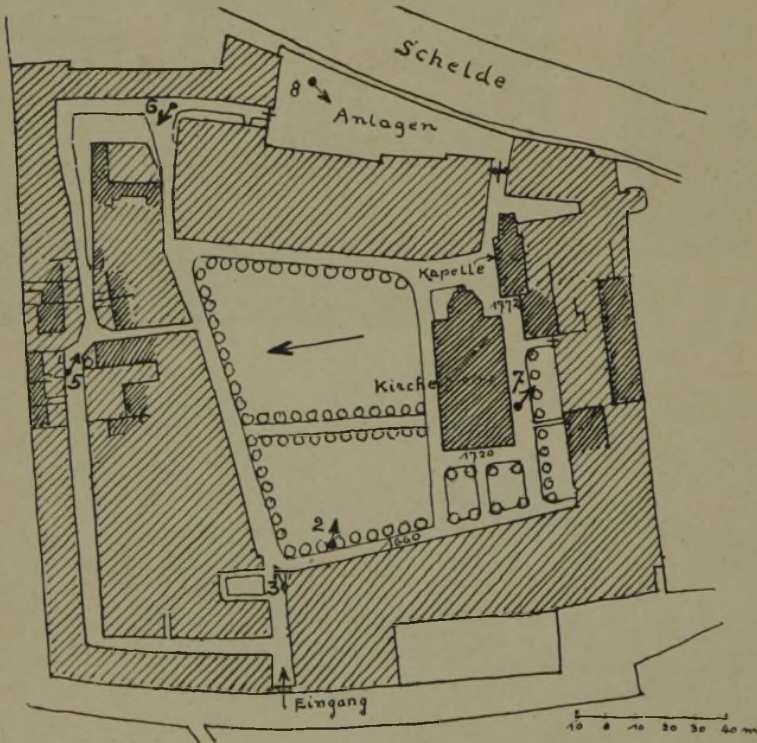


Abb. 2.
Teilstück des Hofes
mit versetzten Reihenhäusern.
Abb. 1 (links). Gesamtplan
des
Kleinen Beguinenhofes in Gent.
(1 : 2500.)

licher Beguinenhöfe Flanderns mit einer geschichtlichen Schilderung ihrer Entstehung und Entwicklung zu geben. Ich bringe vielmehr hier nur zwei charakteristische Beispiele belgischer Beguinenhöfe, die in ihrer Anlage und ihrer Architektur manches auch für unsere heutigen Anschauungen Wertvolle bieten.

Zur Erklärung des Namens und des Zweckes der Beguinenhöfe möchte ich kurz Folgendes vorausschicken. Der weltliche Orden der Beguinen hat sich im 12. Jahrhundert in den Niederlanden gebildet und seinen Namen nach einem der ersten Stifter, Lambert des Beguis oder de Bèghe, erhalten. Die Beguinenhöfe sind ursprünglich durch Schenkungen entstanden mit der Bestimmung, Frauen, die, ohne ein Klostergebäude abzulegen, bereit sind, ein frommes Leben zu führen und sich der Andacht und Wohltätigkeit zu widmen, abgeschlossene Wohnungen zu gewähren. Ähnliche Männervereine bildeten die „Begharden“ (lat.: „Beguini“). Die Beguinenhöfe, die also nicht zu den Klöstern gehören, sind während der Reformation nicht aufgehoben worden. Trotzdem sind die Beguinenhöfe Hollands im Verlauf der Zeit beinahe alle ausgestorben und verschwunden. Nur in Amsterdam (aus dem Jahre 1421) und in Breda (1531) gibt es noch Beguinenhöfe. In Belgien dagegen bestehen die meisten auch noch heute. Ich nenne den großen und den kleinen Beguinenhof in Gent und die kleineren Anlagen in Brügge, Dendermonde, Kortryk u. a.

speist. Ein Priester sorgt für die geistlichen Bedürfnisse, während einer „Meisterin“ die Leitung des Ganzen obliegt.

Eine der interessantesten und großzügigsten Anlagen ist der kleine Beguinenhof in Gent (Grundriß Abb. 1, oben). Der große Beguinenhof ist wohl umfangreicher und hat eine größere Anzahl Wohnungen, ist aber nicht so planmäßig angelegt wie der kleine und besitzt auch nicht als Zentrum des Ganzen den geräumigen Hofplatz, der den kleinen auszeichnet (Abb. 3, S. 853). Dieser mit einheitlicher Rasenfläche belegte Platz wird nur durch eine Allee geteilt, die auf einen Eingang der seitlich angeordneten dreischiffigen Kirche zuführt. Um den Platz, dessen räumliche Wirkung an die des größten Wohnhofes, des Hofjes van Nieuwkoop im Haag, beinahe heranreicht, ziehen sich die zweigeschossigen Wohnhäuser der Beguinen, teils als Reihenhäuser zusammengefaßt, teils als Einzel- oder Doppelhäuser angeordnet. Dieser Wechsel in der Bebauung ist schuld daran, daß der Hof nicht den gleichen monumentalen Eindruck erzielt wie der Hofjes van Nieuwkoop im Haag. Und dennoch ist es hier gelungen, dem Platz eine ähnliche Geschlossenheit zu geben durch das reizvolle Motiv der weiß gekalkten Mauer, die den Vorgarten vom Platze trennt und in der die durch Höherführung der Mauer hervorgehobenen Eingänge zu den einzelnen Häusern liegen. Die weißen glatten schmucklosen Mauern stehen in bewußtem Gegensatz zu den roten Backsteinwänden, die mit den hellen Werksteinumrah-

mungen der Fenster einen lebhaften Architekturcharakter zeigen. Der Gedanke der von der Welt abschließenden Mauer hängt wohl mit dem Ordensprinzip zusammen, die Beguinen vor den Gefahren des Lebens zu schützen. Diese hohe weiße Vorgartenmauer gibt auch den Straßen das Gepräge, durch die der restliche Teil des Grundstücks aufgeteilt ist. Die an der nördlichen Grenze sich hinziehende Straße wird zur Vermeidung einer zu großen Länge in der Mitte, wo eine schmale Seitengasse auf den

einheitliche Vorgartenmauer energisch zusammengehalten werden (Abb. 5, S. 854).

Während hier in Gent dem Orden ein verhältnismäßig großes Grundstück zur Verfügung stand, so daß eine großzügige Anlage geschaffen werden konnte, finden wir beim Beguinenhof in Brügge auf wesentlich kleinerem Grundstück, das an zwei Seiten von Kanälen begrenzt wird, eine mehr malerische Anordnung sämtlicher Wohnhäuser um einen unregelmäßigen Platz (Abb. 9,



Abb. 3. Blick in den baumbestandenen Hofplatz.

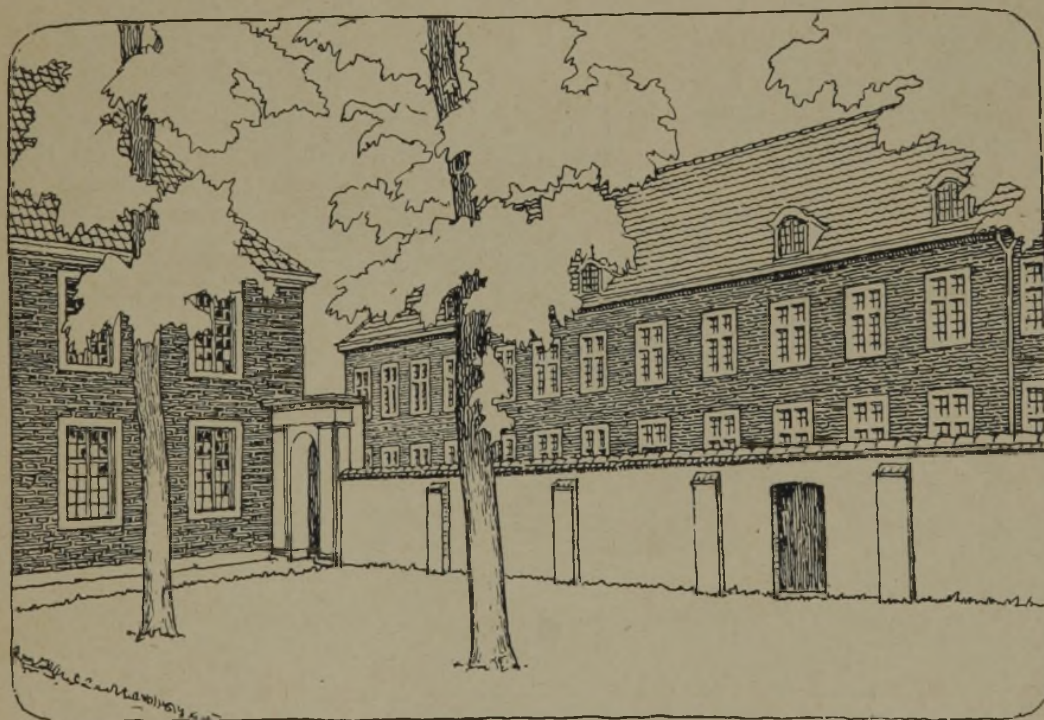


Abb. 4. Desgl. wie oben nach einer Zeichnung des Verfassers. (Blick 7 des Plans Abb. 1.)

Kirchplatz führt, durch einen Knick unterbrochen. Diese Stelle ist infolge der geschickten Führung der Vorgartenmauern und der versetzten Stellung der Reihenhäuser von hohem malerischen Reiz (Abb. 2, S. 852). Die lange, nur durch einen Eingang unterbrochene Mauer und die ruhige Rasenfläche versinnbildlichen in überzeugender Weise den frommen, jedem weltlichen Genuß entsagenden Charakter des Ordens. Einen ähnlichen Eindruck gibt eine Abbildung der hinter der Kirche an der Südseite des Grundstücks liegenden Gebäudegruppe (Abb. 4, oben) sowie ein Blick von dem freien Platz an der Schelde auf die verschieden gestalteten Beguinenhäuser, die durch die

S. 855). Für die Anlage von Seitenstraßen bot das Grundstück keine Möglichkeit. Über eine Brücke gelangt man zu dem durch einen flachen Giebel betonten Eingang. An der Innenseite des Einganges ergeben die weiß gekalkten, malerisch gruppierten eingeschossigen Wohnhäuschen ein kleinbürgerliches Architekturidyll von bestrickendem Reiz (Abb. 10, S. 855). Linker Hand erhebt sich die einschiffige Kirche. Die Abtrennung der Häuser von der Straße durch Vorgärten und Mauern fehlt hier in Brügge, wo die Mauer nur als Bindeglied von Gebäudegruppen auftritt. Die Architektur der Beguinenhäuser in Brügge zeigt einen ruhigeren, herberen Charakter als in Gent. In dem rück-

wärtigen breiteren Teil des Hofes geht die eingeschossige in die zweigeschossige Bauweise über (Abb. 7, S. 855). Die Eingänge sind als einziger Schmuck der Fassaden reicher ausgestattet und werden durch steile Giebelaufbauten betont. Die Türen sind mit fein durchgebildeten Oberlichtern und plastisch verzierten Füllungen versehen (Abb. 8, S. 855).

In ihrer Einfachheit und Sachlichkeit ist die Architektur des Beguinenhofes in Brügge ein Vorbild für den heutigen Bau von Siedlungshäusern. Es sollte der Zweck dieses Aufsatzes sein, auf den herben, für norddeutsche Architektur sich vorzüglich eignenden Charakter dieser Beguinenhäuser hinzuweisen. —

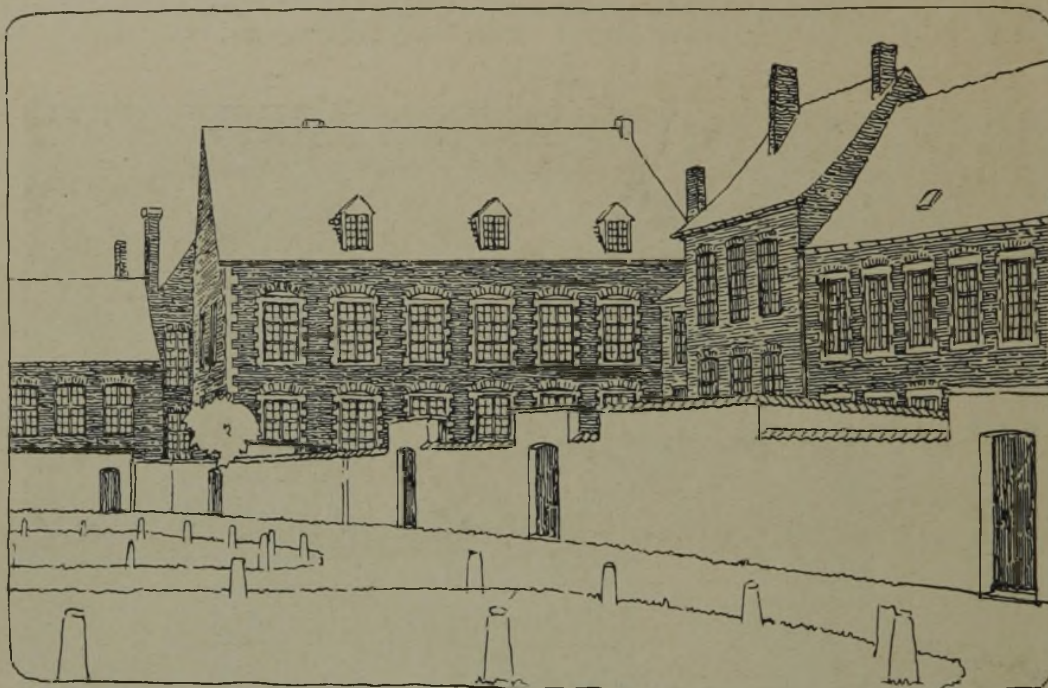


Abb. 5. Blick 8 des Lageplans Abb. 1.

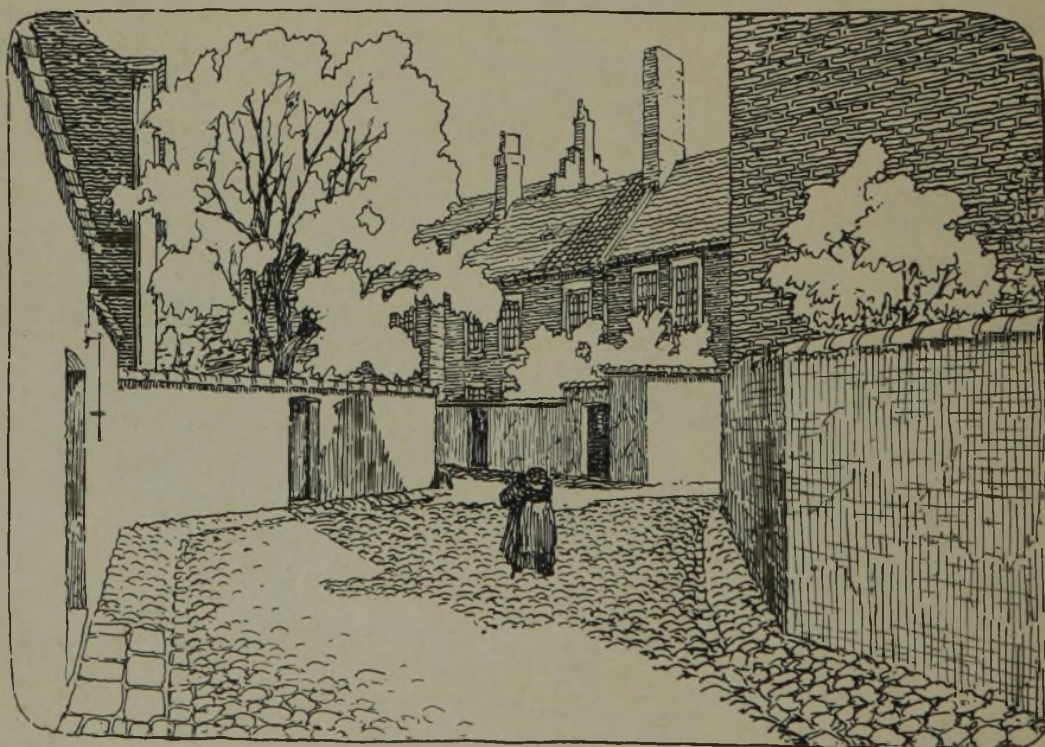


Abb. 6. Blick 5 des Lageplans Abb. 1. (Nach Zeichnungen des Verfassers.)

Literatur.

Deutscher Baukalender 1928. 56. Jahrg. Ratgeber für alle Gebiete des Baufaches. In 3 Teilen: I. Taschenbuch, II. Nachschlagebuch, III. Skizzenbuch. 8° mit etwa 600 Seiten Text mit zahlreichen Abbildungen und 48 Abbildungstafeln in Teil III (ausgewählt von Arch. O. Riedrich, Berlin). Mit zahlreichen Zahlentafeln, Kalender zu Notizzwecken, Bezugsquellenverzeichnis, eingehendem Inhaltsverzeichnis usw. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachleute vom Verlag Deutsche Bauzeitung. Preis Teil I geb., Teil II u. III kart. 6 M., für Bezieher der Deutschen Bauzeitung 4 M. —

Der Deutsche Baukalender enthält in seinen zur Zeit 27 Kapiteln in Teil I und II in knapper übersichtlicher Form zuverlässige Angaben über alles, was der Architekt bei Planung und Ausführung von Bauten in technischer, baupolizeilicher und rechtlicher Beziehung wissen und beachten muß. Außerdem sind in besonders eingehender und übersichtlicher Weise in besonderem Kapitel die Fragen zusammengefaßt, die die persönlichen Verhältnisse des Architekten, d. h. seine Gebühren, seine Verantwortung gegenüber dem Auftraggeber, die Sicherung und Einklagung seiner Forderungen, seine Steuerverhältnisse, seine Stellung zu den Angestellten und seine Pflichten

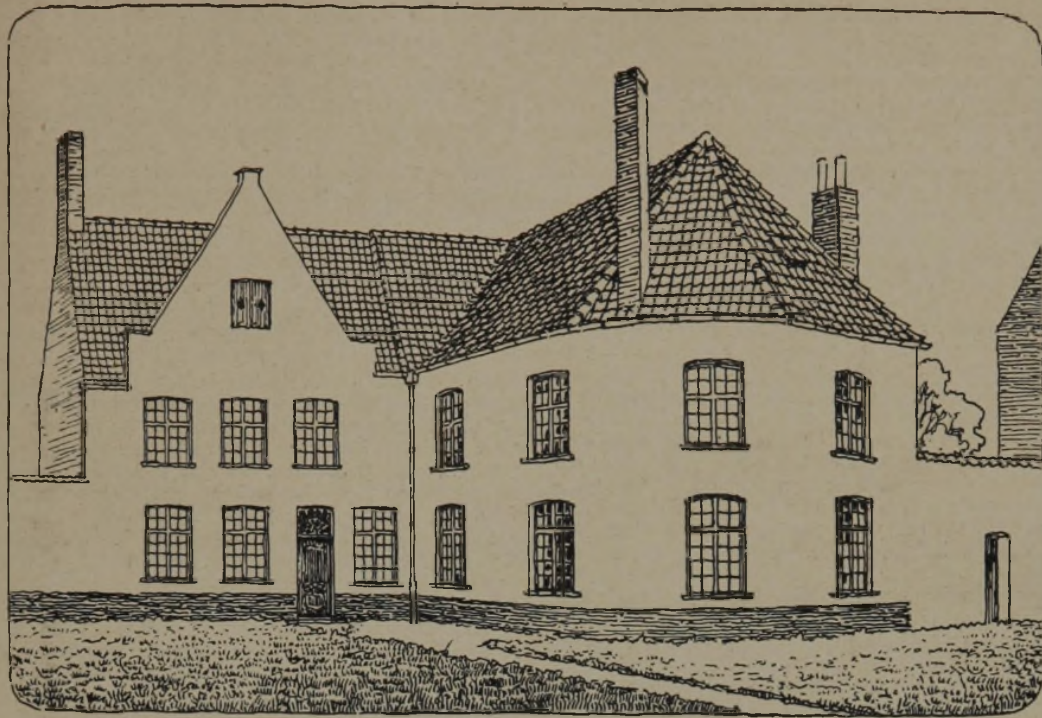
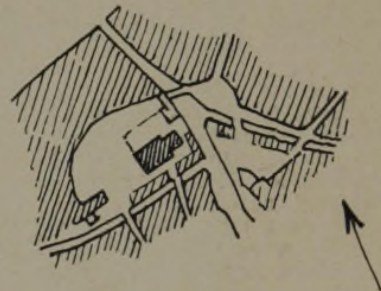


Abb. 7 (oben).
Zweigeschossige Häuser.

Abb. 8 (links).
Tür eines Hauses.

Abb. 9 (rechts).
Lageplan. (1 : 7500.)

Abb. 10 (unten).
Innenseite des Einganges
zum Beguinenhof.



Beguinenhof in Brügge 1562

10a 50 0 100 m

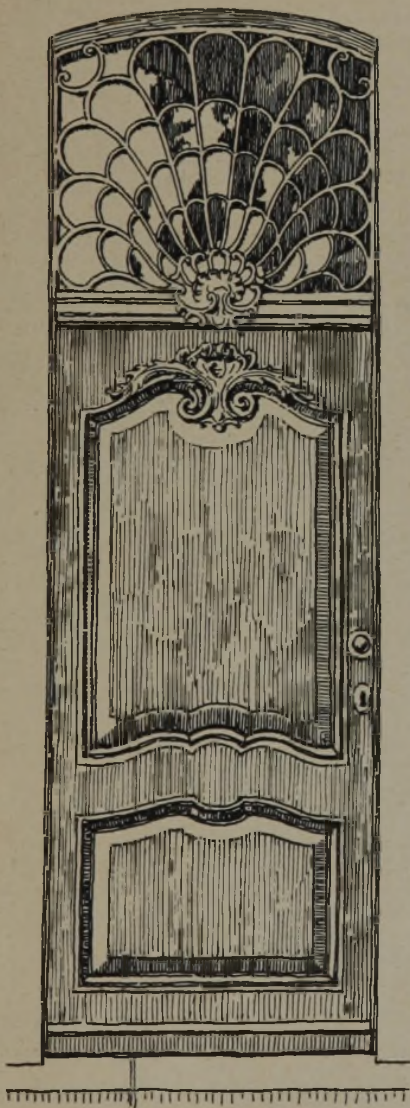


Abb. 7—10. Beguinenhof in Brügge. Die Zeichnungen nach Skizzen des Verfassers.
Aus flandrischen Beguinenhöfen.

diesen gegenüber, den Schutz seines Urheberrechtes, das Verfahren bei Wettbewerben usw. betrifft. Alle diese Kapitel werden selbstverständlich jedes Jahr durchgearbeitet, erweitert und auf den neuesten Stand gebracht.

Der technische Stoff, der zu bewältigen ist, schwillt dabei in einem Maße an, daß schon im Jahrgang 1926 das System der Wechselkapitel eingeführt worden ist, d. h. es sind einzelne Kapitel, die in einem Jahrgang eine umfassende Neugestaltung erfahren haben, so daß eine wesentliche Änderung seitdem nicht eingetreten ist, im späteren Jahrgang ausgeschaltet, dafür andere Kapitel stark erweitert und umgearbeitet bzw. neue Materialien eingeschoben. Im Jahrgang 1928 ist so namentlich der Abschnitt über Heizung und Lüftung in erweiterter Form neu bearbeitet, ebenso das Kapitel über Erwerb, Belastung und Beleihung von Grundstücken, so daß es in diesen, zum Teil recht verwickelten Fragen dem Architekten als zuverlässiger Wegweiser dienen kann. Ganz neu sind eingefügt in Teil II ein Kapitel über Raumakustik, ein Gebiet, mit dem sich der Architekt heute eingehender befassen muß, und ein zwei Bogen starkes Kapitel mit mathematischen und technischen Zahlentafeln, die für den Lernenden und den Praktiker gleich wertvoll sind und dem Besitzer des Baukalenders die Anschaffung besonderer Tabellenwerke erspart.

Ein für den praktischen Gebrauch sehr wichtiges Kapitel bildet das über Grundlagen der Veranschlagung, das alljährlich in bezug auf die Preise der Baustoffe und die Preise sämtlicher im Hochbau vorkommender Bauarbeiten von einem anerkannten Fachmann auf diesem schwierigen Gebiet neu bearbeitet wird. Zur Beantwortung von Fragen, die bezüglich der Gültigkeit und Anwendbarkeit dieser Preisangaben an uns gestellt sind, sei folgendes dazu bemerkt:

Die Preise gelten zwar nur für Berlin, lassen sich jedoch unter Berücksichtigung abweichender Bauindizes auch für andere Städte verwerten. Die Lieferungspreise sind auf den vielfach veröffentlichten Baumarktpreisen aufgebaut, wobei jedoch in jedem Fall die Kosten für Fracht, Anfuhr zur Baustelle, Zwischenhändlergewinn zugeschlagen sind.

Die Preise für Arbeit sind errechnet aus Zeitdauer und Tariflohn, zuzüglich Geschäftskosten, Risiko und Gewinn. Es sind auf Grund eigener Erfahrungen des Verfassers errechnete Mittelwerte aus den zum Teil sehr verschiedenen Angaben.

Soweit nicht feststehende Ringpreise bestehen, wird stets eine obere und untere Grenze des Preises angegeben, zwischen denen, je nach den Verhältnissen, der Preis zu wählen ist.

Der III. Teil des Kalenders bringt dieses Jahr ausschließlich im Bilde Beispiele der Baukeramik (zu Tafel 11 ist zu berichten, daß als Architekt des Berliner Planetariums am Zoo die „Hochbauverwaltung des Magistrats Berlin“ anzugeben ist).

Trotz des Prinzips der Wechselkapitel ist der Gesamtinhalt des Kalenders um reichlich $2\frac{1}{2}$ Bogen gegenüber 1927 gestiegen. Dafür entwickelt er sich aber nach und nach, wenn die Bezieher sich die ausgeschiedenen Kapitel der Vorjahre aufbewahren, immer mehr zu einem vollkommen kurz gefaßten Handbuch des gesamten Hochbauwesens und bildet ein unentbehrliches Hilfsmittel sowohl für den Lernenden wie für den in der Praxis stehenden Architekten. — Fr. E. —

Elementare Raumakustik von Ernst Petzold. 128 S. Großoktav. 50 Abbildungen. Preis 7 M. Bauwelt-Verlag, Berlin SW 68. —

Erfreulicher Weise mehrten sich die Zeichen, daß die Architektenkreise den Fragen guter Raumakustik wieder in stärkerem Maße als in den letzten Jahrzehnten ihre Aufmerksamkeit widmen. Mit den vorwiegend nach formalen und raumkünstlerischen Gesichtspunkten geschaffenen Sälen hat man ja auch vielfach sehr üble Erfahrungen machen müssen, wenn sie sich wegen akustischer Mängel als ungeeignet für ihre Zweckbestimmung erwiesen. Andererseits fehlte es aber dem Architekten, selbst wenn er den besten Willen hatte, an Richtlinien, an der wünschenswerten Führung durch die neueren Forschungsergebnisse und er mußte daher bei vielen Fragen im Dunkeln tappen.

Diese Lücke hilft nun das Buch von Ernst Petzold „Elementare Raumakustik“ zu füllen, indem es in leicht verständlicher Form die wichtigsten Fragen der Raumakustik behandelt und, auf größtenteils eigenen Wegen gehend, auch manche bisher noch wenig beachtete Punkte wie „Schallreiz und Schallempfindung“, „Deutlichkeit“, „Klangtreue“ in den Kreis der Betrachtungen zieht. Dabei betont der Verfasser in anerkannter Weise

die Notwendigkeit, einheitliche Bezeichnungen und Begriffsfestlegungen auf dem Gebiet der Raumakustik zu schaffen. Er begegnet sich hierin mit den Forderungen von Berger, Barkhausen, v. Hornbostel u. a. sowie mit den Bestrebungen des Ausschusses für einheitliche Formelbezeichnungen.

Der Wissenschaftler vermag den Ausführungen Petzolds manche Anregung zu entnehmen und dem Praktiker bieten sie eine wertvolle Anleitung zur Behandlung raumakustischer Aufgaben.

Das Buch verdient daher Beachtung und Verbreitung in allen interessierten Kreisen und sei denselben daher angelegentlichst empfohlen. — Michel.

Personal-Nachrichten.

Berufung von Stadtbauräten. Der bisherige Stadtbaurat von Brandenburg a. H., Dr.-Ing. M. Wolf, folgt einem Rufe als Stadtbaurat in die in der Entwicklung begriffene junge Industrie-Großstadt Hindenburg O.-S., die zur Zeit 135 000 Einwohner zählt. Dem neuen Stadtbaurat werden dort bei der baulichen Umwandlung der jetzigen Mittelstadt in eine Großstadt, die der ganzen Entwicklung nach zu erwarten ist, besonders interessante Aufgaben erwachsen. Sie werden allerdings anderer Art sein als die Aufgaben, die ihm sein bisheriger Wirkungskreis stellte, wo es galt, moderne Ansprüche unter Erhaltung vorhandener kultureller und Gemütswerte zu befriedigen, eine Aufgabe, die Stadtbaurat Wolf nach den verschiedenen Veröffentlichungen, die wir von ihm in unserer Zeitung gebracht haben*), in Brandenburg erfolgreich gelöst hat.

Andererseits darf man von ihm erhoffen, daß er an seiner neuen Arbeitsstelle, gerade aus den Erfahrungen seines bisherigen Amtes heraus, es verstehen wird, neben den rein materiellen Bedürfnissen der Industrie auch ideellen und baukünstlerischen Forderungen gerecht zu werden. —

Ernennung von Prov.-Baubeamten. Der bisherige Leiter der Bauberatungsstelle für die Provinz Hannover, Dr.-Ing. Otto Kurzrock, ist in Anerkennung seiner besonderen Verdienste auf dem Gebiete der Baukunst zum Landesbaurat ernannt worden. —

Hochschulnachrichten. Zum Nachfolger von Prof. Kreis wurde Prof. Dr. Clemens Holzmeister, Wien, an die Staatl. Kunstakademie Düsseldorf berufen. —

Wettbewerbe.

Ein Wettbewerb für eine Festhalle auf der Schützenburg an der Iburger Straße in Osnabrück wird unter den im Stadtgebiet ansässigen oder geborenen Architekten mit Frist zum 15. Februar 1928 ausgeschrieben. Drei Preise von 1200, 800, 500 M., zwei Ankäufe zu je 200 M. Im Preisgericht: Senator Stadtbrt. Lehmann, Reg.-Brt. Lange, Arch. Kriege, Maurerstr. Waltermann, sämtlich Osnabrück, und Brt. Löffken, Münster i. W. Unterlagen gegen 3 M. vom Schlachthofdirektor Dr. Timmersmann, Osnabrück. —

In dem Wettbewerb um ein Kreishaus in Merseburg waren 121 Arbeiten eingegangen. Der I. Preis fiel auf den Entwurf „Saale“, Verf.: Prof. Dr. Schulze-Naumburg. Je ein II. Preis auf: „Im Schnittpunkt die Spitze“, Verf.: Dipl.-Ing. Herbert Möller, Merseburg; „Rösselsprung“, Verf.: Arch. Fritz Steudtner, Dresden. Je ein III. Preis auf: „Alt-Merseburg“, Verf.: Arch. Fritz Keller, Magdeburg. Zum Ankauf wurden empfohlen: „22 221“, Verf.: Arch. Paul Sachs, Dresden, und „137 432“, Verf.: Arch. Hermann Frede, Halle. —

In dem engeren Wettbewerb des Warenhaus Wertheim in Breslau wurde die Arbeit von Prof. Dernburg, Berlin, als die beste bezeichnet. Ihm wurde auch die weitere Planung und künstlerische Oberleitung übertragen. Eingeladen waren die Architekten Effenberger, Moshamer, Wahlich, Breslau, und Prof. Dernburg und Mendelsohn, Berlin. —

In dem engeren Wettbewerb um ein Kriegergedächtniszeichen in Benrath a. Rh. wurden drei gleiche Preise verteilt an: Professor D. Böhm, Köln; Prof. Wach, Düsseldorf; Arch. Schmalz, Benrath mit Bildhauer Kuhn, Düsseldorf. Angekauft wurden zwei Entwürfe von Prof. D. Böhm, Köln, Mitarbeiter Bildhauer Rübsam, Düsseldorf. —

*) Vergl. Deutsche Bauzeitung, Jahrg. 1927, S. 377 ff. (Hauptfriedhof mit Krematorium) Beilage „Stadt und Siedlung“ 1927, S. 1 ff. (Stadtmauern und Tortürme in alter und neuer Umgebung). —

Inhalt: Haus Phoebe in Osthavelland. — Eine Feststätte der Leibesübungen. — Aus flandrischen Beguinenhöfen. — Literatur. — Personal-Nachrichten. — Wettbewerbe. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Fritz Eiselein in Berlin.
Druck: W. Büxenstein, Berlin SW 48.